

Zeitschrift: Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri
Band: 93-94 (2002-2003)

Artikel: Gegenstände mit mündlicher Überlieferung : aus dem "Doktorhaus" im Altdorfer Vogelsang
Autor: Kaufmann, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gegenstände mit mündlicher Überlieferung

Aus dem «Doktorhaus» im Altdorfer Vogelsang

Georg Kaufmann, Zürich

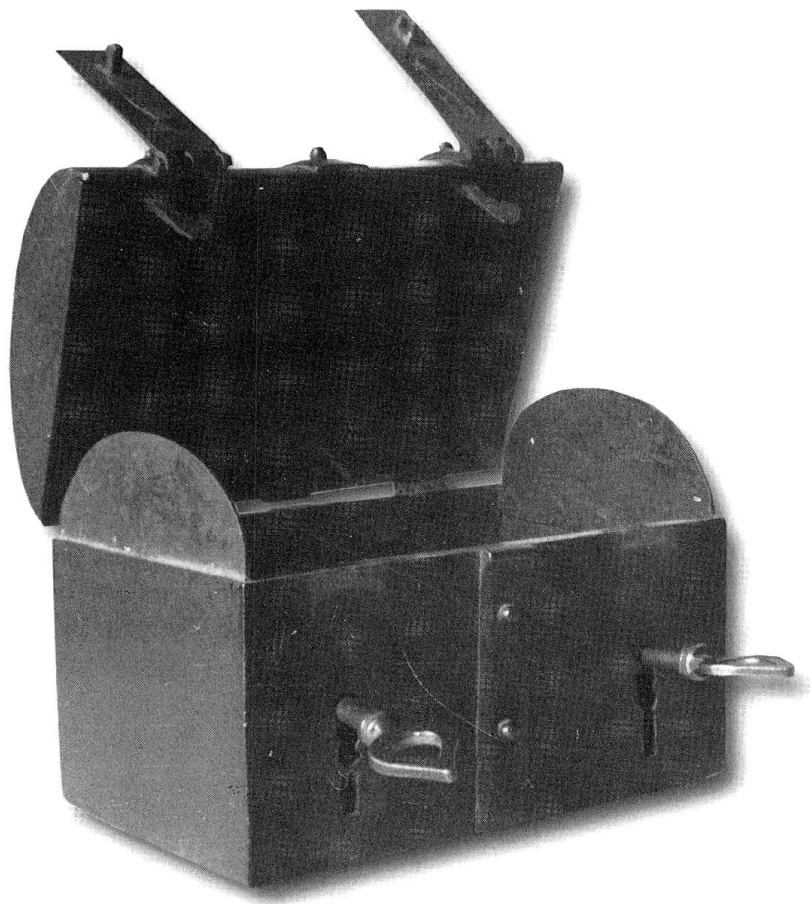
Nachfahren meines Urgrossvaters, des Doktors Josef Jauch (1824–1871) in Altdorf, haben mehrere Objekte aus seinem Besitz aufbewahrt. Einige Gegenstände sind durch mündliche Überlieferung recht zuverlässig identifiziert, Anlass zur Rücksprache mit der Vergangenheit. Die Zuordnungen riefen nach Überprüfung und Ergänzung mittels schriftlicher Dokumente. Nicht jede Tradition hielt der Kontrolle stand. Während des Zweiten Weltkriegs erfolgten meine ersten Nachforschungen in Kirchenbüchern, im Urner Stammbuch und im Grundbuch. Sie wurden jetzt in einem umfassenderen Rahmen vervollständigt.

Die im Folgenden beschriebenen Objekte stammen alle aus dem «Doktorhaus» im äusseren Vogelsang in Altdorf. Dessen Bausubstanz geht auf das 16. Jahrhundert zurück. Das grosse terrassierte Gut reicht oben bis an den Bannwald, von dem ein Teil zum Besitz gehörte. Es war vor Lawinen geschützt und trotzdem gefährdet. Mehrmals bedrohte Steinschlag das Haus. Meine Grossmutter Josefine Jauch (1861–1953) erzählte, wie in einer Gewitternacht ihre Grossmutter mit den Kindern ins Dorf floh. Nur die Mutter blieb zurück. Am andern Morgen war das «Fälledini», der äusserste Teil des Gutes, durch Steinblöcke verschüttet. Andererseits schilderte sie eine heitere Kinderwelt: Blumen- und Gemüsegärten umgaben das Wohnhaus, eine Mauer schloss die mit Obstbäumen bestandene Wiese gegen das Gässli ab. Oberhalb des Hauses befanden sich das obere und untere Holzhaus mit der Waschküche (später zusammen zu einem Wohnhaus umgebaut), der Stall und der Granitbrunnen mit je eigener Wasserzuleitung. Weiter oben lag der Kartoffelacker und darüber der Rebberg mit unterkellertem Winzerhäuschen. Das hübsche Gartenhäuschen verschwand 1909. Später musste das barocke Eingangstor (Abb. 1) dem Traktor weichen.

Liebevoll beschriebene Örtlichkeiten, nicht frei von Gefahren. Die früheste Nachricht betraf einen tödlichen Unfall. Das dem Stall zugeleitete Wasser versickerte in einer Grube. Im Sommer 1835 fiel das dreijährige Mariechen in die Grube und ertrank. Das im kirchlichen Totenbuch geschil-

1 Barockes Eingangstor zum äusseren Vogelsang, zusammen mit dem Wohnhaus bereits erkennbar auf den Radierungen von Matthäus Merian (1642) und Carl Aloys Triner (1785). Im Hintergrund Turm der Pfarrkirche St. Martin. Aufnahme 1941. Das Tor wurde später abgerissen.

2/3 Eiserne Schatulle
(15/10/11 cm), zwei
verschiedene Schlösser,
bedeckt von zwei
Eisenbändern, die durch
Druck mit der einen
Schlüsselgriffspitze bzw.
durch Druck auf einen
Knopf zu lösen sind.
Kunstschlosser-Arbeit
Ende 18. Jahrhundert
(Altdorf?).



derte Ereignis bewirkte anhaltenden Schrecken. Noch in der nächsten Generation war den Kindern der Zutritt zum Stallbereich streng verboten.

Meine Grossmutter wuchs mit zwei Schwestern und zwei Brüdern auf. Neun weitere Geschwister sind kurz nach der Geburt oder als Kleinkinder gestorben. Früher Tod durch Krankheit oder Unfall war im äusseren Vogelsang gegenwärtiger als anderswo. Und schliesslich spukte im Vogelsang der Stelzenmann. Sein Quartier war im Winzerhäuschen. Das kleine Gebäude wurde um 1900 abgerissen, trotz der Bedenken eines alten Altdorfers, der meinte, der Sitz des Gespensts sollte respektiert werden.¹

Heute befinden sich Möbel, Ölbilder und kleinere Gegenstände aus dem Vogelsang im Besitz von Nachkommen der drei Schwestern Jauch. Die beiden Brüder blieben kinderlos. Einige Objekte seien im historischen Kontext vorgestellt.

Schatulle aus der Franzosenzeit

Während 200 Jahren von Mund zu Mund

Die Luzerner Ärztin Josefine Tobler (1879–1959), älteste Cousine meiner Mutter, verwahrte eine eiserne Schatulle (Abb. 2/3) aus dem Nachlass unserer gemeinsamen ernerischen Vorfahren. Ein kleiner massiver Koffer, 15 cm lang, 10 cm breit, 11 cm hoch, mit glatten Seitenwänden, der tonnenförmige Deckel aufklappbar. Die Seitenwände bestehen aus zwei verschweissten Schichten, wobei die innere Schicht nach oben halbkreisförmig vorsteht und sich beim Schliessen an die ebenfalls halbkreisförmigen Seitenwände des Deckels anlegt. Zwei flache, mit dem Deckel verschweisste eiserne Bänder enden am vorderen Deckelrand und sind durch Scharniere mit zwei freien Bändern verbunden. Diese legen sich beim Schliessen über die Vorderseite der Schatulle, bedecken je ein Schlüsselloch und rasten mit verschieden geformten Stiften in Schlitze unterhalb der Schlüssellocher ein. In der Mitte zwischen den beiden Bändern liegt als Attrappe ein unterbrochenes drittes Band, der obere Teil mit dem Deckel, der untere mit der Vorderseite fest verbunden. An der Übergangsstelle täuscht eine Leiste ein drittes Scharnier vor. Erhalten sind zwei passende Schlüssel mit verschiedenem Bart und ringförmigem Griff, wobei die Ringe in elegante Spitzen auslaufen. Metallaschen hinter dem vordern Rand des Deckels passen in die Schlösser. Dem Deckel ist ein dekorativer gestauchter Ring als Handgriff aufgesetzt. Noppen auf den drei Eisenbändern bilden einen weiteren Schmuck.

Die geschlossene Schatulle ist ohne geheimen Mechanismus nicht zu öffnen. Stumme Botschaft an Diebe: Es lohnt sich nicht, mich mitlaufen zu lassen. An der linken untern Ecke der Frontseite befindet sich ein kleiner

Knopf. Man muss ihn herausziehen, damit das linke Eisenband aufspringt und das Schlüsselloch freigibt. Hinter der rechten untern Ecke sitzt ein kleiner versenkter Stift. Wird er mit dem Fortsatz des einen Schlüsselgriffs eingedrückt, springt das andere Eisenband auf, und die beiden Schlösser lassen sich mit je einem Schlüssel öffnen.

Die Besitzerin war als Kind vertraut mit dem äussern Vogelsang in Altdorf, dem Wohnsitz ihrer früh verwitweten Grossmutter Josefine Jauch-Baumann. Hier hat die Enkelin die Schatulle wohl schon gesehen, und hier erfuhr sie die Geschichte, die auf mündlicher Überlieferung beruhte. Ihr Ururgrossvater Jauch, so erzählte man, lebte zur Franzosenzeit Ende des 18. Jahrhunderts in Altdorf. Er besass in der Vorstadt eine Wiese. Aus Angst vor den anrückenden französischen Truppen vergrub er die Schatulle mit Geld und Wertsachen in der Wiese. Zu seinem Schrecken musste er beobachten, wie ein feindliches Pferd genau an jener Stelle scharrte, wo er die Schatulle vergraben hatte. Schleunigst holte er sie zurück und versteckte sie im Haus. Offenbar sicher genug, um nicht geraubt zu werden.

Die Umstände der Anekdote sind zeitlich genau bestimmbar: Oktober 1798, als Uri durch französische Truppen besetzt wurde. Aber wie hoch ist der Wahrheitsgehalt der Überlieferung? Besitzer der Schatulle war der Schuster Johann Josef Jauch. Als er 1839 etwa siebzigjährig starb (sein Taufdatum ist unbekannt²), zählte sein Enkel Josef, der spätere Arzt und Grossvater Tante Fines, vierzehn Jahre. Er erfuhr die Geschichte aus erster Hand, gewiss mehrmals («Ääni, wie war das doch damals mit den Franzosen?»), und gab sie seiner Frau und seinen Kindern weiter. Und zur Geschichte gehörte jedes Mal zweifellos die Demonstration der komplizierten Öffnung und Schliessung der Schatulle.

Die Überlieferung verharmlost. Der Einmarsch französischer Truppen in Uri erfolgt fünf Wochen nach der blutigen Niederwerfung des Widerstandes im benachbarten Nidwalden. Die Altdorfer Munizipalität bemühte sich, den Weisungen der helvetischen Zentralregierung nachzukommen. Das Urner Kantonswappen an öffentlichen Gebäuden wurde in Erwartung der Besetzung überkleistert. Distriktsstatthalter Lusser forderte das Volk zur Ruhe und zur Freundlichkeit gegenüber den Franzosen auf, die nun ankommen würden. Den Soldaten sei Feuer, Licht, Salz, Bett und Holz zu geben. Gleichwohl war man in banger Erwartung von Truppen, denen die Kunde der Grausamkeit vorauseilte.³

Der Schuster Johann Josef Jauch war jung verheiratet, seine Frau Josefa geborene Dubacher im fünften Monat schwanger. Der Wohnsitz in der Vorstadt ausserhalb des Frauenklosters vom Obern Heiligen Kreuz erscheint plausibel. Jauch besass – allerdings erst 1809 belegt – in der Nähe des Klosters einen Garten. Dieser grenzte an zwei andere private Gärten, an einen Hag und ein Gräbli.⁴ Wohl möglich, dass der Garten zum später

erworbenen Grundstück an der Schmiedgasse gehörte. Die Wiese, in der die Schatulle vergraben wurde, wäre dann beim vermuteten Wohnhaus in der Vorstadt anzunehmen, sei es in Pacht oder als Eigentum. Die Franzosen kamen vom 12. Oktober 1798 an in mehreren Schüben. 750 Mann waren in einer einzigen Nacht einzuquartieren. Die Besetzung erfolgte ohne Widerstand und ohne Blutvergiessen, ausser dass übermütige Soldaten weiden- des Vieh niederschossen. Das erwähnte Frauenkloster musste eine Wäsche- rin und Soldaten aufnehmen. Den privaten Haushalten ging es nicht besser. Im Winter 1798/99 war der zweitausend Einwohner zählende Flecken Altdorf mit durchschnittlich 400 Einquartierungen belastet.⁵ Die Franzosen brachten viel Kavallerie mit. Ihre Reittiere frassen auf den Wiesen das letzte Gras und dazu die Heuvorräte. Die Familienüberlieferung weiss nichts von aufdringlichen Soldaten, nur von dem einen bedrohlich scharrenden Pferd.

Der junge Johann Josef Jauch betrieb mit seinem ledigen Bruder Franz das Schustergewerbe, vielleicht schon seit ein paar Jahren. Aber wie kam er zu Geld und wie zu der doch sehr kunstvollen Schatulle, vermutlich das Werk eines Altdorfer Schlossers?

Die beiden Brüder, früh verwaist, stammten aus dem ärmlichsten Haus im Gwüest in der Göscheneralp. Neben drei älteren Brüdern hatten sie dort kein Auskommen. Sie bewohnten zwei Stuben und zwei Kammern, und dies gemeinsam mit der Familie von Onkel und Tante. Die Küche war an den Fels gebaut, an dem das Regenwasser, vermischt mit Jauche aus dem darüber stehenden Stall, herunterfloss. Ursprünglich wohl nur eine Teilzeit- wohnung.

Als die beiden jüngsten der fünf Brüder auszogen, wurde ihnen 250 bzw. 125 Gulden Kapital gutgeschrieben. Zinsen haben sie kaum je gesehen. Die handwerkliche Begabung kam wohl vom Grossvater, dem Küfer Johann Josef Gamma. Ein Cousin hat später ebenfalls den Schusterberuf erlernt.⁶ Wirklich ein Handwerk mit goldenem Boden?

Johann Josefs Frau, Josefa Dubacher, war keine wohlhabende Altdor- ferin. Ihre Familie lebte im Meiental, zwar nicht mittellos. Eine Schwester ihres Vaters hatte Jakob Josef Gamma im Gwüest, den Onkel ihres Ehemanns Jauch, geheiratet. Als Frauengut brachte sie 1700 Gulden Kapital in Form von Gülten und Schuldbriefen in die Ehe.⁷ Durchaus denkbar, dass eine Generation später ihre Nichte Josefa in vergleichbarem Umfang aus- stattet wurde.

Die Geburt Johann Josef Jauchs fällt in eine Lücke des Taufbuchs von Wassen. Unbekannt ist auch das Trauungsdatum. Im Stammbuch (erstellt ab 1844) sind jedoch die Eltern des Ehepaars korrekt angegeben.⁸ Quelle konnte nur ein verschollenes oder vernichtetes Ehebuch sein. Vermutlich ist der Stammbuchführer auf ein unpassendes Trauungsdatum gestossen. Datenschutz ante verbum!

Am 18. Februar 1799 wurde der Sohn Franz geboren, benannt nach dem ledigen Bruder des Vaters, dem Paten der beiden ersten Kinder. Neues Ungemach entstand durch die Brandkatastrophe, die am 5. April 1799 fast ganz Altdorf einäscherte. Die junge Familie Jauch war vermutlich nicht direkt betroffen. Die Häuser in der Vorstadt gehörten zu den wenigen Gebäuden, die vom Brand verschont blieben. Hier drängten sich die obdachlosen Einwohner zusammen. Das Kloster vom Oberrn Heiligen Kreuz wurde zum Zentrum des öffentlichen Lebens, es diente als Rathaus, Schulhaus und Lazarett, die Klosterkirche wurde zur Pfarrkirche, das Kloster durch die Aufnahme der Kapuziner zum Doppelkonvent. «Alles ist ein- und ausgelaufen nach Belieben», schreibt die Chronistin des Frauenklosters.⁹

Die französischen Truppen zogen sich aus dem zerstörten Flecken zurück. Aber auch wohlhabende Altdorfer verliessen den Schutthaufen. «1799, den 26. April», fährt die Chronistin fort, «sind die Franken zum zweiten Mal gekommen, aber am nämlichen Abend von den Bauern verjagt worden.» Sie verschweigt, dass die wenigen noch anwesenden fremden Soldaten von aufständischen Urnern verfolgt wurden und vermutlich im Kloster um Asyl baten. Anscheinend vergeblich. Manche wurden umgebracht. Am 8. Mai 1799 landeten neue französische Truppen in Flüelen. Der Bauernaufstand wurde blutig niedergeschlagen. Unter den Opfern befanden sich zwei Verwandte der Brüder Jauch aus dem Wiggen im Göschenertal.¹⁰ In Altdorf fanden einige Haushaltungen mit Weib und Kind Zuflucht im Kloster, vielleicht auch der Besitzer der Schatulle, während die Franken plünderten und raubten. Die Last der erneuten, jetzt feindlichen Besetzung verschärfte die bereits bestehende Not. Handel und Gewerbe verödeten. Konnten die beiden Brüder Jauch ihr Handwerk als Schuster noch betreiben? Vielleicht hatten sie französischen Offizieren die Stiefel zu sohlen.

Der erste Sohn des Ehepaars Jauch-Dubacher überlebte, aber keines der nachfolgenden acht Kinder erreichte das Erwachsenenalter. Sechs starben innert 2 Tagen nach der Geburt, eines wurde 4, eines 20 Monate alt. Unterernährung? Häufige Frühgeburten? Unverträgliche Blutgruppen? Nach dem ledigen Bruder Franz rückten andere Verwandte als Paten nach. 1808 bot sich die höchst vornehme Dame (*illustrissima domina*) Rosa Schmid von Bellikon, Tochter des Obersten Sebastian Anton Jauch in spanischen Diensten, als Patin an. Ist es ein Zufall, dass sie im äussern Vogelsang aufwuchs, dem Haus, das nach dem Brand vorerst leer stand und später vom Sohn des Schusters Johann Josef Jauch erworben wurde?¹¹ Die Dame wirkte vermutlich als Wohltäterin. Mit der Familie des wohl tot geborenen Patenkindes (getauft *sub conditione*) war sie nicht verwandt. Anscheinend gehörte ihr Mann zu den immer noch vermögenden Magistraten, anders als

ihr verarmter Bruder Landschreiber Josef Anton Jauch im ausgebrannten Vogelsang.

Die Familie des Schuhmachers überstand die schwierigen Jahre, vielleicht mit Hilfe des Inhalts der geretteten Schatulle. Die Erben von Josef Imholz verkauften dem Johann Josef Jauch den Bauplatz eines verwüsteten Reihenhauses an der Schmiedgasse (heute Nr. 14). Am 9. Dezember 1800 erhielt er auf sein Gesuch hin von der Gemeinde 24 Stöcke Bauholz. 1803 figuriert das Haus der Gebrüder Jauch, Schusters, unter den wiederhergestellten Bauten.¹² Erst 1809 belastete er das Haus sowie den oben erwähnten Garten beim Frauenkloster mit einer Gülte. Vom Bruder Franz fehlt nach 1803 jede Nachricht. Möglicherweise liess er sich mit den aufgenommenen 300 Gulden auszahlen und verliess Altdorf. Johann Josef Jauch behielt an der Schmiedgasse seine Werkstatt. Bei der Eintragung der Nottaufe eines nicht lebensfähigen Mädchens am 7. Januar 1807 steht die Notiz «dicken Schuhmachers». Das Bild des noch jungen Mannes wird dadurch plastisch.

Nach 1808 wird in den Kirchenbüchern der Schusterberuf nicht mehr erwähnt. Schon vor dem Brand wurde im Haus gewirtet. Johann Josef Jauch hat das ans Haus gebundene Wirterecht mindestens zeitweise benützt. 1834 und 1836 erscheint er in den Kirchenbüchern als Gastwirt. Schon bald gewann er ein gewisses Ansehen. Wahrscheinlich wurde er Mitglied der zunftähnlichen Bruderschaft der Urner Schiffsgesellen. Im Historischen Museum Altdorf hängt die gemalte Wappentafel von 1813 mit den Namen der Mitglieder auf blechernen Schildchen. Dem Namen Johann Josef Jauch wurde unzutreffend das Allianzwappen der vornehmen Jauch-Linie zugeordnet. Es gab damals in Uri einen einzigen weiteren Träger dieses Vornamens in Isenthal (1767–1821). Aus geographischen Gründen kommt er als Mitglied der Bruderschaft kaum in Frage.¹³ Am 27. September 1829 wählte die Dorfgemeinde Altdorf die Schiffsgesellen Jauch und Bumann zu Dorfrichtern.¹⁴ Das betraf vermutlich unsern Johann Josef Jauch.

Ein Jahr später erfolgte seine Wahl zum Waisenvogt von Altdorf mit zweijähriger Amtszeit. Die Tätigkeit als Waisenvogt war besonders fordernd durch drei katastrophale Überschwemmungen: 1831, 1834 und 1839. Die Bevölkerung litt unter der Versandung und Versumpfung von Gütern, Allmenden und Allmendgärten.¹⁵ Das betraf mittelbar auch die Abrechnung mit den Mündeln. Der einfache, gewerbetreibende Waisenvogt bildete ein Gegengewicht zur vom Pfarrer und von Magistraten besetzten Armenpflege,¹⁶ mit der er zusammenarbeiten musste. Während seiner Amtszeit von 1830 bis 1832 nahm er an den Sitzungen des Gemeinderats teil, wurde mit Schätzungen beauftragt, hatte Vergleiche abzuschliessen.

Manchmal ersetzte ihn sein Vorgänger. Andererseits erscheint Jauch später oft an Stelle seines Nachfolgers.¹⁷ Von 1837 bis 1839 nennen ihn die Kirchen-

bücher stets Waisenvogt – «tutor pupillorum» oder «orphanotrophus». Eine nochmalige Wahl ist jedoch nicht belegt.

Der Amtsantritt als Waisenvogt erfolgte wenige Monate nach der französischen Juli-Revolution, die in der Schweiz die Zeit der Regeneration einläutete. In Uri war davon nicht viel zu spüren. Kritiker beklagten die anhaltende Rückständigkeit der Behörden.¹⁸ Falls Johann Josef Jauch mit freiheitlichen Ideen in Berührung kam, dann am ehesten durch seine Schwiegertochter Franziska Stählin. Sie stammte aus den untertänigen äusseren Gemeinden des Kantons Schwyz, die 1833 die Rechtsgleichheit erkämpften.

Am 6. März 1834 stirbt Frau Josefa Jauch. Der Witwer errichtet für sie und sich selbst eine grössere Jahrzeitstiftung in der Kapelle Göscheneralp, Zeugnis seiner Anhänglichkeit an die engere Heimat. Er schenkt dafür drei Altgülden im Gesamtwert von 290 Gulden auf Gütern seiner Verwandten im Gwüest, darunter eine Gülte von 125 Gulden, die er 1823 seinem Neffen Josef Maria Jauch aufgerichtet hatte. Indirekt zinsten nun die Angehörigen für sein und seiner Frau Seelenheil. Er ordnete an, die Jahrzeit solle jährlich am hl. Tag zu Weihnachten mit 6 Messen gelesen werden, eine kaum einzuhaltende Bedingung. Eine weitere Gülte blieb im Besitz seiner Nachkommen im Vogelsang. Letztes belegtes Andenken an die Verbindung mit der Göscheneralp war die Rückzahlung am 13. Juni 1946 an meine Grossmutter Josefine Hanauer-Jauch in Beckenried.¹⁹

Johann Josef Jauch blieb nicht einsam. Er heiratete in zweiter Ehe Viktoria Zwysig. 1837 und 1838 kamen nochmals nicht lebensfähige Kinder zur Welt. 1839, zwei Monate nach dem Tod des zweiten Säuglings, stirbt der einzige erwachsene Sohn Franz aus erster Ehe vierzigjährig an Tuberkulose. Er hinterlässt Frau und sieben Kinder, wenn auch wirtschaftlich wohl versorgt im Vogelsang. Noch im gleichen Jahr folgt ihm der Vater nach. Das Totenbuch erwähnt seine Herkunft aus der Göscheneralp bei völlig falschen Namen der Eltern. Es war niemand mehr da, der dem Pfarrer korrekte Angaben machen konnte. Zu benennen war nur noch der Ort hinter den sieben Bergen.

Die eiserne Schatulle, Erinnerung an böse Zeiten, blieb in der Familie erhalten, und, was besonders überrascht, die beiden zierlichen Schlüssel gingen nicht verloren.

Die mündliche Tradition erwies sich als ungenau. Vor der Brandkatastrophe von 1799 wohnte Johann Josef Jauch nicht in der Vorstadt, sondern, wie Frau Dr. Helmi Gasser herausgefunden hat, etwas weiter gegen die Reussebene hin an der Ecke Trögligasse/Attinghauserstrasse. Schuster Johann Josef Jauch erscheint 1801 als Besitzer der Grossmatt, und zwar als Zahler der seit 1605 belegten Nusszinsen an die Pfarrkirche Altdorf. Die Kirchenrechnungen von einigen vorausgehenden Jahrzehnten sind wohl

verbrannt. Jauch besass also das stattliche Wohnhaus mit der getäfelten Stube im Erdgeschoss, die durchaus als Schusterwerkstatt dienen konnte. Dazu die eingebaute Scheune und die grosse Wiese. Sie bot genug Platz, um einer ganzen Schwadron französischer Kavallerie als Weide zu dienen. Der Schuster besass das Gut bis an sein Lebensende. Das viel kleinere Haus an der Schmiedgasse befand sich 1801 erst im Bau. Dessen Wohnräume wurden wohl vermietet. Im Erdgeschoss befand sich, wenigstens zeitweise, eine Wirtschaft.

Truhe mit Schnitzwerk

Ein Lehrstück für den Hausgebrauch?

Im Wohnhaus des Weinhändlers Sebastian Müller in Altdorf stand eine alte Truhe (Abb. 4/5). Seine Tochter, Marietta Haas-Müller, versicherte mir, das Möbel stamme aus der Göscheneralp. Ihre Mutter, Franziska Jauch, habe es aus dem Familienbesitz mitgebracht. Die Aussage schien mir damals wenig glaubhaft. Das stattliche Möbel passte schlecht in die primitive Wohnkultur einer Bergsiedlung. Doch gerade dieses Paradox legte bei späterer Nachforschung die Echtheit der mündlichen Überlieferung nahe.

Die Truhe ist 150 cm lang, 50 cm tief und 40 cm hoch. Sie steht auf vier flachen Rundfüssen. Die Wände sind aus massiven Eichenbrettern zusammengefügt. In die Vorderwand sind symmetrisch zwei rechteckige bossierte Füllungen eingefügt und mit profilierten Leisten gerahmt. Der Sockel und der nach hinten aufklappbare Deckel springen mit einfachen Profilen etwas vor. Der Deckel ist mit einem alten Schloss verschliessbar. Ein dekoratives Abdeckschild umgibt das Schlüsselloch.

4/5 Massive Truhe aus Eichenholz, Mitte 18. Jahrhundert. Vorderfront mit annähernd symmetrischen Schnitzereien (Hauszeichen, Initialen I + A/G, Jahrzahl 1765). Deckel mit unvollkommenem religiösem Schnitzwerk (IHS und MAR).



Die beiden Füllungen wurden holzschnittartig gestaltet. Je zwei Ziffern der Jahrzahl 1765 sind auf die beiden Seiten verteilt. Im Übrigen wirken die Schnitzereien auf den ersten Blick identisch. Ein verschnörkelter Rahmen umgibt das durch Kerbstich vertiefte Mittelfeld. In der Mitte des Feldes ausgespart ein flaches Herz mit drei Initialen: über einem Querstrich I + A, darunter G. Auf dem Herzen im linken Feld sitzt ein Fähnchen mit geschweiftem Querbalken als einfaches Hauszeichen. Im rechten Feld, und das ist der einzige sofort erkennbare Unterschied, fehlt der Querbalken. Die Zahlen und Hauszeichen sind wie die Herzen im Kerbstich ausgespart, handwerklich wohl die heikelste Arbeit. Gestichelte Rosetten besetzen die vier Ecken jeder Füllung.

Die solide Schreinerarbeit dürfte um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Ähnliche Machart der Füllung zeigt z. B. eine Stubentüre von 1792 aus Göschenen.²⁰ Wie aber lassen sich die Inschriften der Truhe deuten? Hauszeichen waren im Kanton Uri nur in Ursern und im Oberland von Silenen an aufwärts gebräuchlich, in der Göscheneralp bis ins 20. Jahrhundert.²¹ Die Initialen I+A G verweisen mit grosser Wahrscheinlichkeit auf das Geschlecht Gamma. Vom Geschlecht Gisler ist kein Hauszeichen bekannt, vom Geschlecht Gerig nur ein ungesichertes Beispiel.²² Eine meiner Verwandten hat einmal behauptet, der Vogelsang sei von einer Familie Gamma in die Familie Jauch gekommen. Das trifft nicht zu. Letzter Besitzer vor den Jauchs war Kirchenvogt Josef Imhof (1760–1832).²³ Aber vielleicht verwechselte die Überlieferung die Herkunft des Hauses mit der Herkunft der Truhe. Tatsächlich war die Mutter des Schusters und Waisenvogts Johann Josef Jauch eine Gamma, Maria Josefa Gamma, geboren 1735, aus dem Gwüest in der Göscheneralp.

Die Verbindung eines Hauszeichens mit dem Herzsymbol und den darin oder daneben angebrachten Initialen kommt in der grossen Sammlung aus der Landschaft Davos häufig vor.²⁴ Freilich hat dort die Herzform mehr die Funktion eines Schildes, während die beiden Herzen auf der Truhe an barocke religiöse Symbole erinnern, Herz Jesu mit aufgesetztem Kreuz, Herz Mariens mit Blume. Die Herzsymbologie führt zur entscheidenden Frage: Hat sich hier eine männliche Einzelperson als Besitzer eingeschrieben, oder meint das Plus-Zeichen ein Ehepaar? In der Bildsprache von Inschriften sind Doppelnamen manchmal mit einem Kreuz statt mit einem Punkt verbunden. In unserem Beispiel hiesse der Eigentümer Josef Anton oder Johann Anton. Träger dieser Doppelnamen kommen beim Geschlecht Gamma im 18. Jahrhundert mehrmals vor, jedoch nicht in der Göscheneralp. Also doch ein Ehepaar? Die Eltern von Maria Josefa Gamma hiessen Johann Josef (1707–1784) und Anna Katharina Regli, geboren 1711?, verheiratet 1734.²⁵ I + A, das könnte stimmen. Ist die Lösung des Rätsels so einfach?

Bei sorgfältiger Prüfung ergeben sich Unstimmigkeiten. Eine erste Kritik betrifft die Form des Hauszeichens. Die Gammas verwendeten meistens eine Sanduhr als Grundform. Andere Formen kommen vor. So führte im 20. Jahrhundert ein Familienzweig im Gwüest ein Laternli als Hauszeichen. Sogar ein Fähnchen findet sich, in Kombination mit der Sanduhr, bei Peter Leonz Gamma, geboren 1725, verheiratet mit Maria Josefa Bernet aus Ursern, verewigt auf einem Zeichenstein im Oberrn Lolenstafel.²⁶ Peter Leonz war mit den Gammas im Gwüest nicht näher verwandt. Die Wahl des Fähnchens mag zufällig erfolgt sein. Hauszeichen waren nicht geschützt und konnten im Prinzip willkürlich bestimmt werden. Innerhalb des gleichen Geschlechts gab es lediglich eine Tendenz zur Typisierung, so bei den Jauch, den Mattli.

Schwerer wiegt ein zweiter Einwand. Wenn die Ehefrau auf dem Schild des Gatten aufgeführt wird, dann mindestens mit ihrem Ledigennamen, oft auch mit ihrem Hauszeichen. Und wenn bei Ofeninschriften zwei Felder zur Verfügung stehen, dann ist das zweite von der Ehefrau oder von einem Miteigentümer besetzt.²⁷ Hier aber, und das erscheint völlig unüblich und sinnlos, sind zweimal die gleichen Personalien eingeritzt. Es sei denn, zwei Paare hätten die gleichen Initialen. In Frage käme Johann Josef Gammas Sohn, Jakob Josef, mit Anna Maria Dubacher (s. Seite 91). Das böte sogar eine Erklärung für die abweichende Form des Fähnchens. Hauszeichen sind spezifisch für einen Haushalt, nicht für einen Familienverband.²⁸ Freilich, Jakob Josef war bei der Datierung der Truhenschnitzerei 21-jährig und heiratete erst 1769, vier Jahre nach dem Datum der Inschrift. Der junge Ledige führte mit der damals 16-jährigen späteren Frau gewiss noch keinen eigenen Hausstand.

Nun war sein Vater ein Küfer. Er führte eine eigene Werkstatt, in der er für die ganze Siedlung Holzgeräte herstellte, meistens aus Arvenholz. Nach seinem Tod 1784 ging die Kufereinrichtung an den einzigen Sohn Jakob Josef, von dem sich das Gewerbe über viele Generationen bis ins 20. Jahrhundert erhielt.²⁹ Küfer waren auch Schnitzer. Ist die Annahme abwegig, der Besitzer habe an der von einem Schreiner hergestellten Truhe die Schnitzereien selbst angebracht? Dann war er an keine Konvention gebunden, konnte sich mit der Initiale des Vornamens der Ehefrau begnügen und die Profanierung von religiöser Symbolik riskieren. Warum aber zweimal das gleiche Motiv? Vielleicht Muster und Kopie, Vorlage des Vaters und Lehrstück des Sohnes. Bei der Nachahmung im rechten Feld wirkt das Herz plumper, die vier gestichelten Rosetten erscheinen etwas zufällig angeordnet. Und einmal rutschte das Schnitzmesser aus und zerstörte den Querbalken des Hauszeichens.

Die These eines Lehrstücks für den Hausgebrauch gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Gestaltung des Truhendeckels. Er ist wie die

Vorderfront aus mehreren massiven Brettern mit zwei Füllungen zusammengesetzt, die Füllungen mit einfachen Randleisten, aber nicht bossiert. Auch hier gibt es Schnitzereien, die geläufigen Symbole für Jesus und Maria in kreisrunden Medaillons, umgeben von einem Flammenkranz. In den Ecken gestichelte Dekorationen, wohl tulpenförmige Flammenbüschel. Das Trigramm IHS mit aufgesetztem Kreuz auf der linken Seite wirkt bereits weniger gekonnt als die Schnitzereien der Vorderfront. Vollends stümperhaft erscheinen jedoch die rechtsseitigen drei Buchstaben MAR. Sie sind nicht wie in analogen Darstellungen kunstvoll ineinander verschlungen, sondern stehen wie zufällig nebeneinander, das M zu breit, das R an den Rand gedrängt, darüber ein waagrechter Strich als vereinfachtes Symbol des Hl. Geistes. Die grobe Darstellung geschah kaum aus Gleichgültigkeit gegenüber der Gottesmutter Maria. Man hat doch täglich den Rosenkranz gebetet: «...der dich in den Himmel aufgenommen hat, der dich im Himmel gekrönt hat.» Nein, viel eher aus Unbeholfenheit, eben ein missglücktes Lehrlingsstück, das schlecht zu dem tadellos hergestellten Möbel passt. Der Schönheitsfehler wäre bei einer gleichzeitig bestellten Schreiner- und Schnitzarbeit kaum denkbar.

Weder die ungewöhnliche Entstehung der Schnitzereien noch die Übergabe der Truhe an den Enkel Johann Josef Jauch sind beweisbar. Immerhin gibt es auch für den zweiten Vorgang eine plausible Erklärung. 1779 hat der 72-jährige Johann Josef Gamma seinen Hausstand aufgelöst, das Vieh und den Hausrat unter die sieben Kinder verteilt. Jedes erhielt Hausrat im Wert von ungefähr 22 Gulden: «3tens haben sey auch in glicher zit den husrath getheilt, ausgenummen etwelche stuckh, der vatter fir ihnen hat läbenläncken behalten wollen. So haben sey nach ihren aussag gezogen ungefahr fir Gl 22 ein jedwederes.»³⁰ Die Familie der ältesten Tochter Maria Josefa – sie selbst lebte wohl nicht mehr – bekam als gutes Stück die Truhe. Als die zwei jüngsten der fünf Söhne auszogen, konnte man ihnen nichts anderes mitgeben als das Möbel. In den engen Kammern des ärmlichen Doppelhauses nahm es ohnehin Platz weg. So können wir uns vorstellen, die beiden Brüder Franz Josef und Johann Josef Jauch hätten um 1790 herum an einem schönen Morgen ihr Bündel geschnürt, sich von den Verwandten verabschiedet, die Truhe auf die Schultern gehoben und sie den steilen Weg bis zu den Verwandten in Wiggen hinuntergetragen. Hier lebte die bedeutend ältere Cousine zweiten Grades Ursula Nell, geborene Jauch (1748–1815), Mutter von zwei Söhnen, die später beim Aufstand von 1799 umkamen.³¹ Und hier wurde die Truhe wohl auf ein Pferd gebunden und an den neuen Wohnort geführt. Vielleicht bereits in den Flecken Altdorf. Als sich später der ledige Franz Josef von seinem jüngeren Bruder trennte, behielt dieser die Truhe. Da er nach der Überlieferung zuerst in der Altdorfer Vorstadt wohnte, blieb sie vom Brand 1799 verschont.

Ein Konstrukt, mag man einwenden. Zugegeben, eine Geschichte aus Fakten und Hypothesen, wegen mangelhafter Quellenlage mehrmals umgedeutet, nachdem ich vor gut sechzig Jahren erstmals von der Herkunft der Truhe aus der Göscheneralp hörte. Eines trifft sicher zu: Der arme Auswanderer Johann Josef Jauch hatte einen wohlhabenden Grossvater, Grossbauer in bergigen Verhältnissen, Küfer und ehemaliger Kirchenvogt von Wassen. Diesem Mann war einige Wohnkultur zuzutrauen.

Frühes Lichtbild und Konterfeis

Porträt eines unangepassten Arztes

Die Biografie meines Urgrossvaters Dr. med. Josef Jauch beruht zur Hauptsache auf protokollierten Aussagen seiner mittleren Tochter Josefine, meiner Grossmutter, beharrlich vom neugierigen Enkel ausgefragt. Ihre Berichte brachen oft plötzlich ab, wie wenn man das Radio brüsk abstellt. Ich erfuhr wohl, dass sie ihre eigene Grossmutter väterlicherseits mehr liebte als ihre Mutter, aber über die Gründe schwieg sie sich aus. Als der Vater die Familie verliess, war Josefine nicht ganz neunjährig. Was sie vorher erlebte und was sie erst nachträglich erfuhr, das hat sie zum Teil für sich behalten.

Aus der Heidelberger Studienzeit des verehrten Vaters hütete sie ein kleines, 6 auf 8 cm messendes Papierblatt mit dem Schattenriss eines männlichen Profils (Abb. 6): hohe Stirne, kräftiger Haaransatz, angedeuteter Schnurrbart, kurzer Vollbart, schwarze Halsbinde über weissem Hemd oder Einsatz. Unter dem scharf abgeschnittenen Brustbild steht mit Bleistift knapp lesbar geschrieben «Heidelberg 1846». Weiter unten recht deutlich «J. Jauch – suo (?) Hochstrasser», alles in lateinischer Schrift, nur der letzte Name in deutscher Kurrentschrift. Wohl so zu ergänzen: Seinem Freund Josef Jauch – von Hochstrasser. Weniger wahrscheinlich wäre das Umgekehrte, ein Schattenriss von der Hand Jauchs als Erinnerung an den Freund.

Ebenfalls an die Studienzeit erinnert eine bescheidene Tabakpfeife, das 33 cm lange Saugrohr vermutlich aus Stockausschlägen der Weichselkirsche, der Pfeifenkopf sowie mehrere Verbindungsteile und das Mundstück aus Hartholz, alles gedrechselt und in zwei Brauntönen bemalt. Das biegsame Zwischenstück erlaubt eine behagliche Haltung, sofern der Raucher nicht mit falscher Luft zu kämpfen hat. Zur Pfeife gehört schliesslich der lederne Tabakbeutel. Er steckt in einem grösseren Beutel aus dunkelbraunem Stoff mit dekorativer Perlenstickerei.

Der Heidelberger Medizinstudent war der 1824 geborene älteste Sohn des Dorfrichters Franz Jauch (1799–1839) und der Franziska geborene Stählin aus Lachen (1803–1879), Tochter des Genossenvogts Johann Ulrich



6 Schattenriss des Josef Jauch, Heidelberg 1846, signiert Hochstrasser.

Stählin (1751–1821) und der Maria Anna Gaudenzia Mächler (1773–1855). Vom Vater Franz weiss man nicht viel. Spätestens 1835 erwarb er das Haus und das Gut im äusseren Vogelsang. Er habe getrunken und starb vierzigjährig an Tuberkulose. «Morbo hectico suffocatus», an einem tuberkulösen Blutsturz erstickt, steht lakonisch im Totenbuch. Zwei Kinder, 18- und 13-jährig, folgten dem Vater nach, ebenfalls morbo hectico.

Offenbar hatte er sie angesteckt. Mutter Franziska war zweifellos die stärkere Persönlichkeit. Die junge Witwe wurde 1844 bei der behördlichen Festlegung von allfälligen Einquartierungen als wohlhabend eingestuft. Sie erscheint in der ersten Vermögensklasse, wenn auch nicht unter den reichsten Altdorfern. Ihre Mittel waren wohl vorwiegend Frauengut.³² In den Vierzigerjahren leerte sich das grosse Haus. Der älteste Sohn studierte in Deutschland. 1845 beherbergte Franziska Jauch während dreier Monate die junge Katharina Scherer aus Meggen, Novizin im Kapuzinerinnenkloster St. Karl beim Oberen Heiligen Kreuz. Es war die spätere Frau Mutter Maria Theresia Scherer (1825–1888), Gründerin der Schwesterngemeinschaft vom Hl. Kreuz in Ingenbohl.³³

1848 kehrte Josef Jauch als junger Arzt nach Altdorf zurück. Hier hatte er ein Examen zu bestehen. Laut Sanitäts-Polizei-Gesetz war die Prüfung durch erfahrene Ärzte durchzuführen. Nach der Familien-Überlieferung jedoch lauter Männer, die von Medizin keine Ahnung hatten. Noch höre ich das belustigte Lachen meiner Grossmutter, wie wenn sie vor hundert Jahren dabei gewesen wäre. Falls alle anwesenden Mitglieder des Sanitätsrats die Prüfung abnahmen, mag das verächtliche Urteil zutreffen für den Ratsherrn Alois Gisler, den Landschreiber und den Grossweibel. Im Sitzungsprotokoll vom 16. August 1848 wird festgehalten: «Nachdem Herr Dr. Joseph Jauch die Prüfung zur besten Zufriedenheit bestanden, so wurde ihm die Praxis im Fache Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe im hiesigen Canton gestattet, wofür ihm das Patent in gehöriger Form ausgefertigt zuzufertigen ist.»³⁴ Nun nahmen an der Prüfung immerhin drei Ärzte teil, Landammann Dr. Karl Franz Lusser (1790–1859), Dr. Franz Müller (1805–1883) und Dr. Melchior Lussmann. Nach der etwas überheblichen Meinung des Prüflings keine Experten, die den aktuellen Stand des medizinischen Wissens beherrschten. Man begegnete dem Kandidaten wohl mit Misstrauen, jedoch nicht aus fachlichen Gründen. Eben hatte er an der deutschen Universität die Märzrevolution erlebt. Sein Vollbart galt als umstürzlerisch. Zuhause geriet er in eine konservative Vormärz-Stimmung und musste als politisch verdächtig erscheinen. Im September 1848, unmittelbar nach der Erteilung der Praxisbewilligung, überbrachte eine eidgenössische Delegation der Urner Regierung die neue Bundesverfassung. Sie begab sich ins Land des im Sonderbundskrieg unterlegenen Gegners. Beim Einzug in Altdorf wurde sie mit Böllerschüssen begrüsst. Diese kamen nach der Familien-Überliefe-



7 oben links: Daguerreotypie von Dr. Josef Jauch (1824–1871), ca. 1850.

8 oben rechts: Fotografie von Dr. Josef Jauch, spätestens 1869.



zung aus dem Vogelsang, ein Streich, den der altgesinnte Arzt, Politiker und Geschichtsschreiber Karl Franz Lusser heftig tadelte.³⁵ Die Böllerschüsse, «deren Klang jedem biedern Urner schmerzlich in den Ohren klang», trafen Lusser sehr persönlich, regierte er doch von Mai 1848 bis 1850 als Landammann im Bewusstsein, den verfassungsfeindlichen Volkswillen zu verkörpern. Es ist unbekannt, ob der frisch patentierte Arzt selbst Hand anlegte oder ob die Aktion von seinen Geschwistern Franz (1825–1850), Franziska (1830–1851) und Dominik (1836–1857) durchgeführt wurde. Das Odium von Sympathisanten mit dem «Sieg einer so übermüthigen, gewaltthätigen Partei»³⁶ blieb zweifellos an der Familie haften. Wohl im gleichen Jahr eröffnete Josef Jauch im mütterlichen Vogelsang seine ärztliche Praxis. In dieser Zeit entstand ein frühes fotografisches Brustbild, das als Daguerreotypie in der Familie weitergegeben wurde (Abb. 7). Bestimmt und selbstbewusst blickt der junge Mann in die Kamera. Die Stirnglatze kontrastiert mit dem halblangen, krausen Bart. Der Anzug und das helle Jabot wirken trotz schadhafter Stellen in der fotografischen Schicht elegant. Der Bildrand ist ringsum verfärbt. Ein vierfacher Rahmen mit gerundeten Ecken, abwechselnd schwarz und goldgelb, umschliesst das Bild.



9 oben links: Ölporträt von Maria Anna Gaudenzia Abegg, geborene Mächler, verwitwete Stählin (1773–1855), signiert G. A. Gangyner 1851.



10 oben rechts: Ölporträt von Franziska Jauch, geborene Stählin (1803–1879), auf der Rückseite beschrieben von G. A. Gangyner 1851.

Nun besitzt das Historische Museum Uri als Rarität zwei gut erhaltene Daguerreotypien eines unbekanntes Paares aus Altdorf, wiedergegeben auf den ersten Seiten des Bildbandes von Karl Iten «Uri damals. Photographien und Zeitdokumente 1855–1935». Laut Kommentar stammen sie «aus der Zeit um 1850 und dürften damit zu den ältesten Photographien aus Uri gehören [...] Die Bilder befinden sich in den Originalrahmen aus der Zeit in Schwarz und Gold».³⁷

Die Rahmen stimmen mit demjenigen des Porträts von Josef Jauch überein, entsprechend einem Standard, der auch an anderen Orten vorkam. Das Bildchen im Familienbesitz ergänzt glaubhaft die Reihe der ältesten Photographien aus Uri.

Zwei knapp zwanzig Jahre später entstandene Fotografien zeigen einen ganz anderen Mann, mit langem Vollbart und vollständiger Glatze bis auf die Locken am Hinterkopf und über dem Ohr, Vorlage für ein postumes Ölbild (Abb. 8). Wirklich die gleiche Person? Ich vertraue der mündlichen Überlieferung, da das frühe Lichtbild eigentlich keine andere Deutung zulässt. Zwischen den beiden Aufnahmedaten lag ein kurzes verzehrendes Leben.



11 Kleines Ölporträt von Dominik Jauch (1836–1857), signiert G. A. Gangyner 1854.

12 Kleines Ölporträt von Franziska Jauch (1830–1851), nicht signiert, möglicherweise postum gemalt von G. A. Gangyner (?).

Etwa gleichzeitig mit der Daguerreotypie Josef Jauchs entstand eine Reihe von Ölporträts seiner Verwandten, mindestens drei von der Hand des damals bekannten Porträtisten Georg Anton Gangyner (1807–1876) in Lachen. Zwei grosse und zwei kleine Bildnisse, heute auf mehrere Nachfahren verteilt, bisher nicht inventarisiert, haben alle den gleichartigen kunstvollen Bilderrahmen. In jeder Ecke dekorative Herz- und Blumenmotive aus aufgesetztem Stuck. Zinnoberrote Grundfarbe mit Goldbronze überdeckt, nur die äusseren und innern Leisten des Rahmens vergoldet. Initiatorin der aussergewöhnlichen Serie war wohl Josefs Grossmutter Maria Anna Gaudenzia Mächler verwitwete Stählin (1773–1855). Die Ausser-schwyzlerin hatte 1822 in zweiter Ehe den Innerschwyzler Ratsherrn Ludwig Abegg geheiratet – er erscheint 1827 bei einem Kind ihrer Tochter in Altdorf als Pate – und ist nach Seewen gezogen. Bereits 1831 liess sie sich mit der Schwyzler Kammhaube von Gangyner porträtieren.³⁸ 1851 schuf der gleiche Maler das meisterhafte Altersbild mit Spitzenhäubchen und pfiifigen Augen (Abb. 9) und im gleichen Format das Porträt der um dreissig Jahre jüngeren Tochter Franziska Jauch geborene Stählin (1803–1879). Keine schöne Frau, jedoch sehr ansprechend und lebendig gemalt (Abb. 10). Das

lachsrote Seidenband, mit einer Brosche befestigt, verhüllt den hässlichen Kropf. Begreiflich, dass spätere Besitzer das Bild in den Estrich verbannten.

Etwas später dann das feine kleine Ölbild des Enkels Dominik Jauch (1836–1857), signiert und datiert 1854 (Abb. 11). Ein melancholischer Jüngling, der den nahen Tod vorauszuahnen schien. Er erlag einer wohl tuberkulösen Hirnhautentzündung. Geheimnisvoll schliesslich das viel weniger lebensnahe Bildchen seiner Schwester Franziska, weder datiert noch signiert (Abb. 12). Sie starb am 7. Juli 1851 an Schwindsucht. Womöglich ein Phantombild, kurz nach ihrem Tod zur Erinnerung ausgeführt. Der Maler wählte einen ovalen Ausschnitt auf dunklem Hintergrund, das Gesicht der jungen Frau kleiner als dasjenige des Bruders. Ob auch da Gangyner beauftragt wurde, ist nicht gesichert. Die Formate der beiden Bilder und der Bilderrahmen weichen um einige Millimeter voneinander ab. Sie sind offenbar nicht gleichzeitig entstanden, sollten aber den Eindruck der Zusammengehörigkeit erwecken.³⁹

Josef Jauch blieb nicht lange ledig. 1851 heiratete er Josefine Baumann (1827–1892), Tochter des Schützenwirts Josef Baumann (1791–1860) in Altdorf⁴⁰ und der Josefine geborene Straumeier (1799–1868). Das junge Paar bewohnte zusammen mit der Mutter und den ledigen Geschwistern des Ehemanns das grosse Haus im äussern Vogelsang (Abb. 13/14). Von den Geschwistern lebte bald nur noch der jüngste Bruder Dominik.

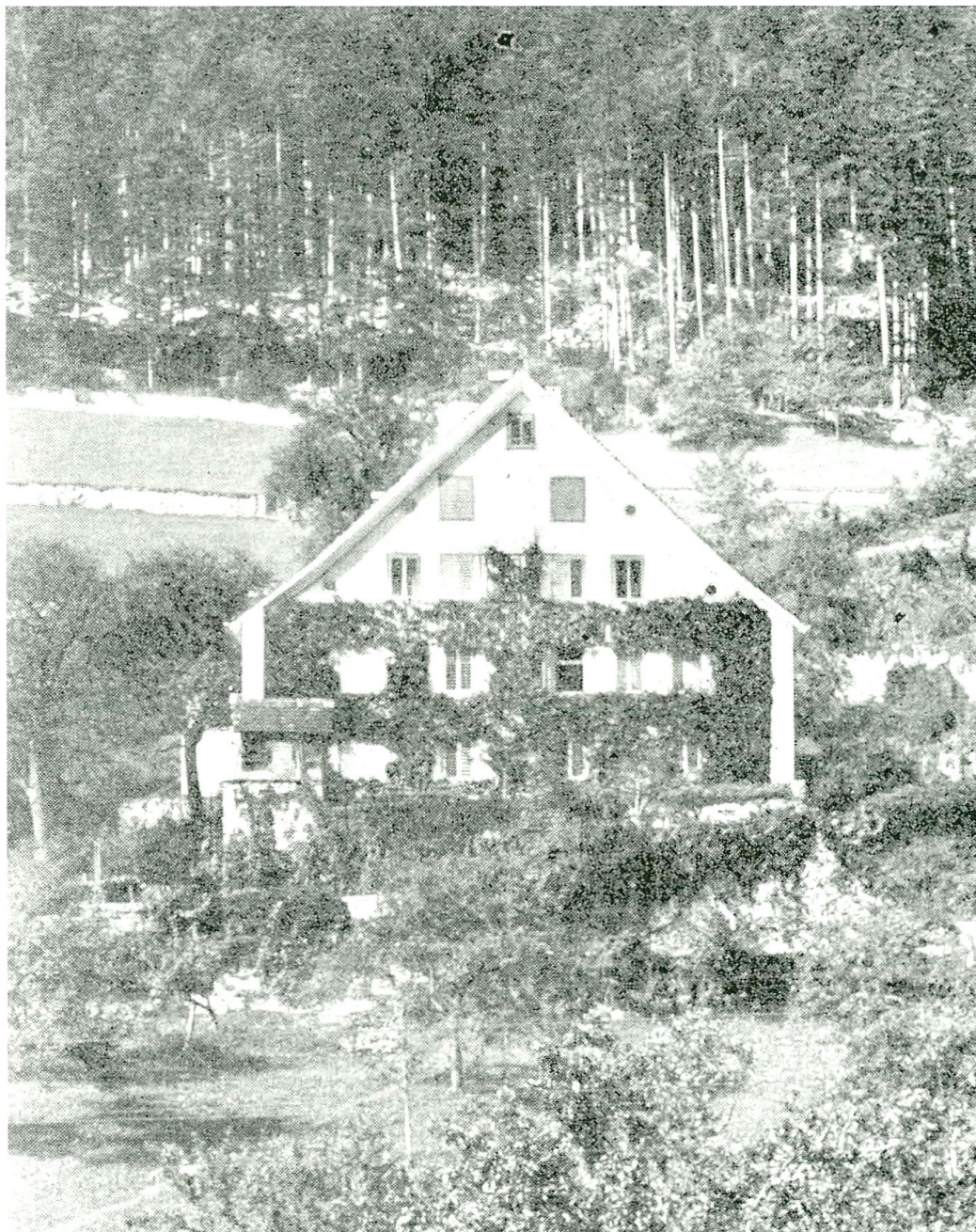
Der Grundriss des Hauses bildet ohne den später angebauten Erker ein Sechseck mit einspringender Ecke gegen Osten. Er entspricht, nach der Unterkellerung zu schliessen, der ursprünglichen Anlage. Entsprechend hat nur der westliche Teil volle Gebäudetiefe.⁴¹

Die breite Giebelfassade war mit einem Birnenspalier bedeckt, geschützt durch die auf beiden Seiten der Fassade vorspringenden und bis unter das Dach reichenden Windmauern – eine architektonische Rarität, die sich im Kanton Uri nur noch beim Schlösschen Beroldingen findet. Die Fassade zeigt im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss fünf, im zweiten, durch das Dach eingeengten Obergeschoss vier Fenster. Die Raumverteilung zu Lebzeiten Josef Jauchs wird etwa so beschrieben: Durch die Haustüre gelangte man von Nordosten her in den grossen, hellen Hausgang des Erdgeschosses mit einem Boden aus roten Ziegelsteinen. Linkerhand befand sich die Knechtekammer. Zwei Knechte besorgten die Pferde und den Gutsbetrieb. Rechterhand lagen die Räume von Mutter Franziska, Stube, Schlafzimmer und Küche. Das erste Obergeschoss war von der jungen Familie bewohnt, die Küche vom Treppenabsatz her über eine kleine Zweigtreppe erreichbar. Sodann die Stube und zwei Schlafzimmer. Im zweiten Obergeschoss lag bergwärts die Apotheke, auch sie mit einer kleinen Treppe vom Treppenabsatz her erreichbar. Daneben ein Praxisraum, auf der Sonnenseite zwei Schlafzimmer. Von den Treppenabsätzen aus



13 Haus im äusseren Vogelsang,
Ansicht der Ostseite,
Foto ca. 1970. Durchblick
durch breite Mauerlücke an
der Stelle des früheren Tores.

14 Haus im äussern Vogelsang in Altdorf, Zustand ca. 1905 (vor dem Anbau eines Erkers und vor der Entfernung des Gartenhäuschens). Grundsubstanz 16. Jahrhundert, Innenausbau nach Brand von 1799. Birnenspalier zwischen noch intakten Windmauern. (Bildnachweis: Wymann Eduard, *Das Bürgerhaus in Uri*, Basel 1910, S. XXXI, 57).



gelangte man zudem in die Aborte, die in einem kleinen Anbau untergebracht waren.

Im Dachstock befand sich neben dem Estrich die Kammer für zwei Mägde, vorne das Säli mit Parkettboden, ursprünglich als Aufenthaltsraum für die jüngeren Brüder eingerichtet, jetzt nur noch Lagerraum. Von hier aus schauten sie auf die Herrenhäuser an der Herrengasse hinunter und überblickten die Strasse von und nach Flüelen. Von hier aus, so nehme ich an, beobachteten sie 1848 die Kutsche, die der Urner Regierung die Bundesverfassung überbrachte.

Im zweiten Stockwerk also empfing Dr. Jauch seine Patienten. Diese durften nicht allzu gebrechlich sein, um zu ihm hochzusteigen und in die Apotheke einzutreten, umnebelt vom Geruch von Kampfer, Jod und Kondurangowein. Hatte der Arzt überhaupt wirksame Medikamente zur Verfügung? Wohl mehr, als man heute annimmt. Erhalten ist eine kleine, 1852 als Eigentum gekennzeichnete «Taschen-Encyclopädie der Medicinischen Klinik» mit einem «Anhang als Rezepttaschenbuch». Belladonna, Chinin, Digitalis, Opium waren bekannt. Das vordere und hintere Vorsatzblatt ist voll geschrieben mit eigenen Rezepten, vor allem, soweit zu entziffern, gegen Hautleiden. Die Darstellung von Krankheiten dokumentiert den Beginn einer rationalen Medizin, wenn auch nicht ganz frei von den fantastischen Beschreibungen und Begründungen der vorausgehenden Ärztegeneration.⁴² Das kleine Lehrbuch erklärt das Gefühl der Überlegenheit des jungen Arztes. In der ersten Zeit praktizierte in Altdorf neben Jauch nur der um 19 Jahre ältere Dr. med. Franz Müller (1805–1883). «Die ältere Schule glaubte alles zu wissen, die neuere will alles mit Therapie heilen.»⁴³ Mit diesen Worten hat Müller den ärztlichen Generationenkonflikt treffend beschrieben. Skepsis gegenüber der Heilkunst und Hoffnung auf den medizinischen Fortschritt, die beiden ärztlichen Mentalitäten stehen sich heute ebenso gegenüber, freilich auf einer andern Ebene.

Unterschiedlich war auch die politische Haltung der zwei Doktoren. Dort der konservative Urner Aristokrat, eng verbunden mit seinem ersten Schwager Karl Emanuel Müller, hier ein Mann aus dem Volk, ohne mächtigen Hintergrund. Franz Müller war befreundet mit ebenfalls konservativen patrizischen Zürcher Ärzten, mit dem Studienkollegen Leonhard von Muralt (1806–1891), ferner mit Conrad Meyer-Hofmeister (1807–1881) und Conrad Rahn-Escher (1802–1881).⁴⁴ Die drei Stadt-Zürcher bildeten zusammen mit ein paar Gleichgesinnten einen exklusiven Ärzteverein, der sich den nachrückenden liberalen Kollegen verschloss.⁴⁵ Jauch pflegte den Kontakt mit weniger vornehmen Landärzten, so mit Dr. med. Pius Anton Steinegger (1812–1891) in Lachen, dem Schwager seiner Tante Maria Josefa Steinegger-Stählin (1808–1880). Am Ort war er mit dem später sich niederlassenden Kollegen Anton Zraggen-Kubach (1829–1889) befreundet, im Nebenamt Organist an der Pfarrkirche. Bei der Prüfung durch den Sanitätsrat am 28. November 1854 wird dieser als cand. med. bezeichnet. Er wies Studienzeugnisse vor, aber anscheinend keine Dissertation.⁴⁶ Freundschaft verband auch die beiden Ehefrauen, so eng, dass noch Frau Zraggens Enkel Karl Jauch-Schöchlin (1904–1992) intime Familiengeheimnisse aus dem Vogelsang zu erzählen wusste.

Wichtiger als die Konsultationen im Doktorhaus war die Besuchspraxis. Sie umfasste grosse Teile des Kantons Uri, hinüber bis nach Isenthal, Bauen, Sisikon und hinauf bis Amsteg und Bristen. Freilich gab es in der unmittel-

baren Umgebung von Altdorf einige Ärzte, von denen die mündliche Familien-Überlieferung nichts wusste: Alois Denier in Bürglen, Martin Infanger in Flüelen. Das Urserental und wohl auch das obere Reusstal wurde von zwei Ärzten in Andermatt versorgt.⁴⁷ Dr. Josef Anton Christen und Dr. Josef Maria Renner sassen mit dem Ratsherrn Dr. Martin Infanger (1818–1866) im Sanitätsrat. Im Mai 1850 brach in Schattdorf ein so genanntes Nervenfieber aus, auch als Typhus bezeichnet. Möglicherweise Fleckfieber. An der vom Sanitätsrat einberufenen Doctoren-Conferenz war neben den Ärzten aus Altdorf und Umgebung auch Dr. Melchior Lussmann in Silenen, Mitglied des Sanitätsrats, anwesend. Man war so hilflos wie heute bei einer neu auftretenden Epidemie und beschloss «schriftliche Berichterstattung hierüber an das Polizeipräsidium, mit Anbringen sachbezoglicher Aufschlüssen und Vorstellungen».⁴⁸ Die getroffenen Massnahmen sind nicht bekannt.

Josef Jauch fuhr mit der Chaise, soweit es Strassen hatte, den Rest ging er zu Fuss, stets begleitet vom struppigen Hund «Fuchsi». Man bedenke den Zeitverlust von der Absendung eines Boten bis zum Eintreffen des Arztes. Wie oft wohl kam er zu spät und war der Gang vergeblich. Geburtshilfe war ein häufiger Anlass. In Uri gab es damals etwa doppelt so viele Hebammen wie Ärzte. Auch sie wurden vom Sanitätsrat geprüft und hatten, wenigstens einige von ihnen, eine Hebammenschule besucht. Sie durften ohne ärztliche Verordnung keine Mittel zur Geburtsförderung verabreichen. Die Hebamme Walker wie auch der Apotheker Josef Stutzer wurden in einem Fall von eigenmächtiger Handlung vom Sanitätsrat zurechtgewiesen. Alt Landammann Dr. Karl Franz Lusser erhielt dabei den Auftrag, «dem Herrn Apotheker Stutzer die ernste Weisung zu ertheilen, ohne Verschreibungen ab Seiten der Herren Ärzte nichts zu receptieren».⁴⁹ Der Verteilungskampf unter den Medizinalpersonen ist nichts Neues. Der Sanitätsrat hatte überdies eine Funktion in der öffentlichen Gesundheitspflege, «in pflichtgemässer Obsorge», wie es 1852 bei einer Mahnung zur Pockenimpfung heisst.⁵⁰

«Är isch ä chli ä Rüüchä gsy», er war etwas grob, wurde von Dr. Jauch gesagt. Trotzdem hatten ihn die Leute gern. Meine Grossmutter behauptete, man habe ihn als «Herr Äxälänz» angesprochen. Vielleicht eine einmalige anekdotische Anrede, die dann als übliches Verhalten weitererzählt wurde.

Jauch pflegte neben seinem Beruf zahlreiche Nebenbeschäftigungen. Er hatte eine Vorliebe für Obstbau und pflanzte die verschiedensten Obstbäume, Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche. In der Zeit der Kirschenernte, dem «Chriesiläich», sagte Dr. Jauch einmal zum Totengräber: «Adelbärt, etz hämmer schlächti Zyttä, düü und ich.» Offenbar betrachtete er das Kirschenessen mit der damit verbundenen Laxation als gesund.

Für den Weinberg kaufte er teure Rebstöcke im Rheinland. Zu deren Pflege liess er Rebleute aus Walchwil kommen. Die Weinlese fand gewöhnlich am 6. Oktober statt. Der «Vogelsänger» galt als guter Weisswein. Eine blaue Sorte wuchs an der niedrigen Mauer unterhalb des Blumengartens vor dem Haus. Die reifen Trauben zogen nächtliche Diebe an. Als sie es gar zu bunt trieben, bestrich der Eigentümer die schönsten Trauben mit Brechweinstein. Am folgenden Tag kamen dann zwei Leute mit Erbrechen in die Sprechstunde. Sie waren geständig.

Beide Frauen pflegten einen Gemüsegarten, die Mutter unterhalb des Blumengartens vor dem Haus, die Doktorsfrau auf der Ostseite. Das «Gartenzeug» ergänzte den Speisezettel. Im Übrigen war man jedoch kaum Selbstversorger. Josefine Jauch verfasste einmal Verse über den Butterverkauf in der Ankenwaage, mit einer boshaften Bemerkung über die Schwyzer, die in Altdorf die Butter zusammenkauften und den Preis in die Höhe trieben. Ob sich die Schwiegermutter als Schwyzerin wohl betroffen fühlte? Meine Oma rezitierte das Gedicht auswendig, Gejammer über die teuren Zeiten, mit hübscher Schlusspointe: «Tüäts Gott nit glyy zum Besserä länkä, so chennä mer de ds Müül an ä Naagel hänkä». Die älteste Tochter Marie musste das Gedicht aufsagen, ihre Schwester Josefine hat es mitgelernt. Einzige lustige Erinnerung an die strenge, sparsame Mutter. Eine «Hüüslige» sei sie gewesen, wusste der Sohn des Familienfreundes Josef Huber zu berichten.⁵¹

Josef Jauchs Leidenschaft war der Gesang. Vorerst im Kirchenchor, dann auch mit Volksliedern. Am 5. November 1850 gründete er mit dreizehn unternehmerischen Sangesbrüdern den Männerchor Altdorf. Die statutarische Zweckbestimmung lautete: «Ausbildung und Veredelung des Volksgesangs, Erweckung höherer Gefühle für Gott, Freiheit und Vaterland und Vereinigung und Verbrüderung der Freunde der Kunst und des Vaterlandes.»⁵² Die Statuten waren eine Nachahmung der Statuten des Eidgenössischen Sängervereins, die Zweckbestimmung fast wörtlich übernommen. Drei Jahre nach dem Sonderbundskrieg ein klares Bekenntnis zur Überwindung der Gegensätze im schweizerischen Vaterland mittels des Gesangs. Unter den ersten vierzehn Mitgliedern befanden sich als einziger Berufsmusiker der Organist Johann Josef Welti, sodann die Politiker Josef Arnold (1825–1891) und Franz Jauch (1807–1867), mit Dr. Josef Jauch nicht näher verwandt, beide bundesstaatlich gesinnt, ferner als weiterer Arzt Dr. Martin Infanger, auch er als liberal oder radikal bezeichnet. Neben ihnen Landweibel Martin Gamma (1822–1906) sowie mehrere Handwerker und Gewerbetreibende.⁵³

Treibende Kraft war Dr. Jauch, von 1851 bis 1864 und nochmals von 1867 bis 1869 Dirigent des Chors, 1851 auch Vereinspräsident. Die Proben und Vereinzusammenkünfte fanden anfänglich in Privathäusern statt, nament-

lich im «Doktorhaus» im Vogelsang.⁵⁴ Ein gutes Dutzend Sänger drängte sich hier in der Stube um den meerblauen Kachelofen.⁵⁵ Zwischen 1850 und 1854 schlossen sich weitere zwanzig Sänger dem Männerchor an und unterschrieben eigenhändig die Statuten, obschon ihre politische Einstellung durchaus gemischt war. Zu den konservativen Mitgliedern gehörte Dr. med. Franz Müller-Nager. Er war sich nicht zu gut, mehrmals den Verein zu präsidieren und finanziell zu unterstützen.⁵⁶ Anders als die patrizischen Zürcher Freunde pflegte er den Umgang mit liberaleren Kollegen und Musikern. Seine Persönlichkeit als Arzt, Unternehmer, Musiker und Historiker wurde von seinem Enkel, dem Historiker Pater Iso Müller⁵⁷, gewürdigt.

Die Erweiterung des Männerchors rief nach einem grösseren Übungs- und Vereinslokal. Man wechselte zwischen dem Gasthaus Wilhelm Tell und dem Hotel Adler. Ab 1857 fanden die Proben ausschliesslich im «Adler» statt.⁵⁸

Dr. Josef Jauch hatte vor allem drei Freunde, die alle gute Sänger waren. Er selbst und sein Kollege Anton Zraggen sangen Tenor, der junge Ständerat und spätere Landammann Josef Arnold (1825–1891) sowie Fürsprecher Josef Huber (1832–1880) Bass. Jauch hatte eine schöne kräftige Stimme, doch durfte man ihn beim Singen nicht anschauen, weil er den Mund furchtbar weit öffnete. Das Quartett verschönerte in den Sechzigerjahren den Abend der Jahresversammlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Vereins in Altdorf.⁵⁹ Jauch fehlt auf der wohl frühesten Fotografie des Männerchors Uri, ein Gruppenbild mit unbekannter Dame, wohl entstanden nach dem Ausscheiden des langjährigen Dirigenten.⁶⁰

Bereits 1854 erfolgte, wahrscheinlich von Anfang an geplant, der Eintritt des Männerchors Altdorf in den Eidgenössischen Sängerverein und die Teilnahme am Eidgenössischen Sängerfest in Winterthur. Rau wie ihre Berge hätten sie gesungen, wurde berichtet. Die Urner gelangten auf den letzten Platz. Kein Grund zur Entmutigung, aber doch zu nachlassendem Eifer. Am 1. August 1857 erklärte Dr. Jauch dem Chor «mit gesträubtem Bart und funkelnden Augen», dass diese Bummelei aufhören müsse und drohte mit dem Austritt.⁶¹ Drei Jahre später erreichten zwanzig Urner Sänger am Eidgenössischen Sängerfest in Olten die mittlere Rangordnung und gewannen einen Silberbecher. Als Anerkennung stifteten zwölf Ehefrauen des harten Kerns eine seidene Fahne. Höhepunkt war wohl das Eidgenössische Sängerfest in Bern 1864. Der Chor errang den dritten Preis mit einer Moll-Komposition, was das Preisgericht, neben der Tonkraft, der braven Aussprache und der harmonischen Reinheit, besonders würdigte. Schliesslich wagte man neben Volksliedern auch den Wettkampf im Kunstgesang, ebenfalls mit Erfolg.⁶² Im eigenen Kanton unterstützte der Chor heikle politische Ereignisse, so 1867 den Empfang des Bundesrates durch die Urner Regierung unter Landammann Arnold auf der Tellsplatte.⁶³

Der rührige Chorverein war zudem Initiant des Altdorfer Theaters. 1853 bestellte er ein dreiköpfiges Spielkomitee. Dr. Jauch als begabter Zeichner legte, zusammen mit dem Kunstmaler Kaspar Käslin, beim Kulissenmalen Hand an. Eine Mitspielerin im ersten Theaterstück soll die gemeinsame Flamme der beiden Kulissenanstreicher gewesen sein.⁶⁴

Die kritische Haltung Josef Jauchs äusserte sich nicht nur im Gesang. Er gehörte zusammen mit dem Fürsprech Josef Huber und dem früheren Regierungsrat Fürsprech Franz Jauch (Gegner des Sonderbunds, mit Josef Jauch nicht näher verwandt) zu einer losen Verbindung junger Politiker, die ab 1862 gegen die Regierung auftraten und Verbesserungen forderten: mehr Effizienz in der Regierungs- und Verwaltungstätigkeit, Abschaffung von aristokratischen Überbleibseln, Demokratisierung. Man bezeichnete sie als fortschrittlich, wobei sie keine eigentliche Partei bildeten. Einige Postulate wurden von der Regierung aufgegriffen, so die vollständige Berichterstattung und die speditive Rechnungsprüfung.⁶⁵ Die Gruppe opponierte ferner gegen die geplante Führung der Axenstrasse und befürwortete wie auf der Schwyzer Seite die Linienführung knapp über dem Seeufer statt der 1864 realisierten Anlage auf mittlerer Höhe. Nachteile der abgelehnten Seelinie waren die fehlende Erschliessung der zwischen Flüelen und Sisikon gelegenen Heimwesen und Wälder, ein möglicher Konflikt mit der bereits geplanten Gotthardbahn und nicht zuletzt der landschaftlich weniger reizvolle Verlauf. Später verlangte die gleiche Gruppe mehr Mitsprache des Volkes bei der Beteiligung an der Gotthardbahn und versuchte, sich den auswärtigen Eisenbahn-Baronen zu widersetzen. Auch da musste sie klein beigeben.⁶⁶ Es gehörte zum naiven Demokratieverständnis, dem anonymen Volk mehr zu vertrauen als mächtigen, durchsetzungsfähigen Persönlichkeiten.

Josef Jauch versah mehrere öffentliche Ämter. 1857–58 war er Oberarzt im Urner Bataillonsstab, nachdem er schon 1851 als Ambulanzarzt 3. Klasse im eidgenössischen Medizinalstab beeidigt wurde.⁶⁷ 1858 wurde er in den Landrat gewählt. Er gehörte zu den Zuzügern der Polizeikommission in Sanitätsangelegenheiten, als solcher letztmals erwähnt am 20. Mai 1868.⁶⁸ Natürlich kannte man seine politische Einstellung. 1864 wurde ihm zusammen mit dem Kollegen Dr. Martin Infanger und dem späteren Regierungsrat Adelrich Danioth eine heikle Schlichtung übertragen. Alt Landammann Vinzenz Müller (1812–1871) hatte gegen einen Entscheid des Regierungsrats Rekurs und Klage wegen Verfassungsverletzung eingereicht. Den Hintergrund bildete die sehr persönlich gefärbte Opposition des mit Konstantin Siegwart-Müller verbündeten Klägers gegen die gemässigt konservative Mehrheit. «In Betracht, dass die in Frage stehende Angelegenheit dato noch eine verwickelte und unklare ist», übergab der Landrat klugerweise die Prüfung einer andern Oppositionsgruppe. Den beiden

Ärzten wurde politisches Geschick zugetraut. Es gelang ihnen denn auch, Vinzenz Müller zum Rückzug von Rekurs und Klage zu bewegen.⁶⁹

Vielleicht wichtiger war der Sitz Dr. Jauchs im Altdorfer Gemeinderat, zeitweise in Verbindung mit dem Amt des Waisenvogts, das schon sein Grossvater Johann Josef Jauch innehatte. Die hier gemachten Erfahrungen waren Anlass zu einer sozialpolitischen Opposition. Die einträgliche Lotterie der Brüder Karl (1801–1869) und Alexander (1809–1867) Muheim war dem Arzt und Waisenvogt ein besonderes Ärgernis, verführte sie doch arme Leute zu vergeblichen Einsätzen.⁷⁰ Für den Fastnachtsumzug am Schmutzigen Donnerstag konstruierte er einmal eine tragbare Kiste mit Abtrittdeckel, an welche eine Menge ungültiger Lotteriezettel angeheftet war. In der gleichen Absicht entstand eine Zeichnung der Ruosalp, auf der sich zahlreiche Muheime (Feldgrillen) tummelten, Wappentiere der Lotteriereinhaber, die sich von der Regierung für ein Darlehen die Ruosalp verpfänden liessen.

Der Satiriker wurde seinerseits Gegenstand des Spottes. Anlässlich der Hochzeit ihrer jüngsten Cousine Elisabeth Hanauer zeigte die Ärztin Josefine Tobler den Verwandten eine Karikatur (Abb. 15), die ihren Grossvater Dr. Josef Jauch mit schwülstiger Widmung darstellte. Fachkundig wies sie auf die Geburtshelferzange, die Medizinflasche und die Klistierspritze, die in den Rocktaschen steckten. Nicht erkannt wurde damals das Kostüm eines Magistraten des Ancien Régime mit Kniehosen, Schnallenschuhen, Dreispitz, langem Stock und den damals üblichen pompösen Beiwörtern des Landammanns: «Trüe und worhaftige Abbildig des ärenvesten, führsichtigen, waisen und fromme Härn Doctor Josef Jauch, der Zeit wolbestähltem Waisenvogt, rehgiränden Rotshär und Kantonsrad der Stadt und Land Uri; zum immerwährenden Angedänken seiner Kinder und Kinds-kinder.» Boshafte Anspielung auf den Politiker, der die Abschaffung der altmodischen Insignien des Landammanns, Dreispitz und obrigkeitlicher Stock, forderte.⁷¹ Mit der Umdeutung des Landrats in Kantonsrat wurde wohl die freundeidgenössische Gesinnung des Dargestellten ironisiert. Der aristokratische Dreispitz ist längst abgeschafft – die damals noch undenk-bare Frau Landammann käme damit schlecht zurecht –, der Name Landrat hingegen, der Rat des alten Landes Uri, blieb erhalten.

Die Hinterbliebenen haben das spöttische Andenken ernst genommen, umgaben es mit einem Band aus Brokat und liessen es unter Glas mit einem schlichten Kirschholzrahmen einfassen.

Josef Jauch starb am 20. Juli 1871, siebenundvierzigjährig, geisteskrank. Er spürte den drohenden Zerfall, nahm von seiner Familie Abschied und ging zu Fuss nach Flüelen aufs Schiff. Unterwegs begegnete ihm ein Patient. Er habe eben zu ihm in die Praxis kommen wollen. Der Angesprochene liess sich den Anlass schildern und schrieb ein Rezept. Der Apotheker in Altdorf

15 Karikatur des Dr. Josef Jauch im Kostüm und mit den Attributen eines Landmanns des 18. Jahrhunderts. Geburtshelferzange und Klistierspritze in den Rocktaschen. Kolorierte Zeichnung von unbekannter Hand.



bestätigte später, es sei völlig korrekt gewesen. Über das Ziel und das Schicksal des Reisenden gibt es zwei Versionen. Nach der einen Überlieferung fuhr er in die psychiatrische Anstalt St. Urban im Kanton Luzern und sei dort schon am nächsten Tag bewusstlos geworden. Eine wenig wahrscheinliche Wunschvorstellung oder absichtliche Fehlinformation. In Wirklichkeit war Jauch laut Totenbuch eineinhalb Jahre abwesend und starb in Feldkirch. Bereits am 28. Dezember 1869 wählte der Verein «Männerchor Altdorf» Benedikt Angele zu seinem Nachfolger als Dirigenten, einen professionellen Musiker, keinen Dilettanten.⁷² Plausibel erscheint die Angabe meiner Grossmutter, der Vater habe einen Kollegen im Toggenburg aufgesucht, von dem er Heilung erhoffte. Mehr war aus ihr nicht herauszu-

bringen. In Feldkirch befand sich damals die nächstgelegene psychiatrische Anstalt. Der lateinische Eintrag im Totenbuch lautet: «Herr Josef Jauch, Arzt und Ratsherr, ehelicher Sohn des Franz Jauch und der Franziska Stähelin, Gatte der Josefa Baumann, schon anderthalb Jahre geisteskrank (mente captus), starb in Feldkirch, bevor sie den gleichwohl gesunden Geist zerstörten. Dies spürte er voraus, und als er selbst sich schon damals von seiner Familie trennte, legte er eine Generalbeichte ab und empfing im vollen Umfang (maxime) die heiligen Sakramente. Jetzt ist er zur Bestattung hierher gebracht worden.»⁷³ Was soll die ausführliche Beschreibung? Zunächst hatte der Pfarrer das kirchliche Begräbnis eines Geisteskranken, der womöglich seinem Leben ein Ende setzte, zu rechtfertigen. Sodann ein versteckter Vorwurf: Er starb, bevor sie seinen gleichwohl gesunden Geist (tamen sanam mentem) zerstörten. Wer, die Ärzte in Feldkirch? Oder seine Widersacher zuhause? Beides ist denkbar. Der Vorschlag einer riskanten Behandlung, die der Patient ablehnte? Doch wohl eher die Gegnerschaft von Leuten in Altdorf, vielleicht sogar in seinem Männerchor. Die vom Pfarrer abgenommene Generalbeichte war natürlich subjektiv gefärbt und dürfte dessen Meinung beeinflusst haben. Seltsam berührt die Rede vom gleichwohl gesunden Geist. Der Pfarrer stand offenbar nicht unter dem Eindruck von Verwirrung, vielmehr von überlegten und geordneten Vorkehrungen. Statt Schizophrenie vermute ich eher eine zyklische Psychose im Sinn des manisch-depressiven Irreseins. Sie passt besser zum Charakterbild und zur Konstitution des Patienten, zur Lebensgeschichte eines überaktiven Menschen, dessen Kräfte vorzeitig erschöpft zusammenbrechen.

Am frischen Grab stand neben der Frau und den fünf Kindern die Mutter, die nun auch ihren letzten Sohn überlebte. Und es stand der Männerchor, der bewegt seinem eigentlichen Gründer und Zusammenhalter den letzten Scheidegruss sang. 1871 hatte Uri keine eigene Zeitung, die das traurige Ereignis geschildert hätte. Aber 35 Jahre später verfasste der Arzt Carl Gisler (1863–1940) einen Nachruf: «Es braucht gewiss viel Lust und starke Begeisterung für die Sangeskunst, sowie eine grosse Ausdauer, beinahe 20 Jahre lang einen Verein zu dirigieren, dem man nicht das Gewicht fachmännischer Schulung entgegenstellen kann, und der nicht nur vielfachen Stürmen von aussen ausgesetzt war, sondern auch im Innern gar oft jene Schwächen zeigte, wie sie kleinliche Verhältnisse mit sich bringen.»⁷⁴ Er hat damit die versteckte Schuldzuweisung des Pfarrers abgeschwächt, die Gegensätze mit dem Hinweis auf die «kleinlichen» Verhältnisse heruntergespielt. Gewiss, der Verein Männerchor Altdorf vollbrachte die Leistung, Männer und Frauen verschiedener Herkunft und verschiedener politischer Haltung mit dem Mittel der Musik zusammenzubringen. Der Kern des komplizierten lateinischen Satzes, den der Pfarrer betroffen

ins Totenbuch schrieb, bleibt freilich bestehen: «Er starb geisteskrank, bevor sie seinen gleichwohl gesunden Geist zerstörten.» Was immer, Missgunst, Kränkungen, offene Feindschaft gegenüber einem Mann, der seinerseits mit Kritik nicht zurückhielt und durch sein impulsives Wesen andere vor den Kopf stiess. Der Vertreter eines mitleidfähigen Bürgertums konnte mit der ausklingenden Aristokratie nicht ganz zurechtkommen. Und dazwischen schoben sich die erfolgreichen Aufsteiger hinauf bis zum verdienten Staatsmann. In der Erinnerung der Familie jedoch erschien die Geisteskrankheit des früh Verstorbenen als unvermeidliches Schicksal. Rechtzeitig ging er weg. Mit einer letzten Geste seiner beruflichen Kompetenz schrieb er am Strassenrand ein Rezept. Dann schritt er aufrecht hinunter zum Schiff, das ihn in die Umnachtung führen sollte.

Wohl schon vor dem Tod Josef Jauchs wurde die Einrichtung des Hauses im Vogelsang umgestaltet, das Land verpachtet, die frei gewordene Knechtekammer anders genutzt. Acht Jahre später eröffnete der Sohn Wilhelm (1851–1879) ganz in der Nähe seine Arztpraxis, bis er nach wenigen Monaten, jung verheiratet, einer Lungenentzündung erlag. Er starb am Tag der Unschuldigen Kinder, am 28. Dezember 1879, am festen Datum der Mitgliederversammlung des Männerchors Altdorf, genau zehn Jahre, nachdem dieser seinen kranken Vater als Dirigenten ersetzt hatte. Die Familie tröstete sich mit dem Gedanken, der Verstorbene habe viele lebensunfähige Neugeborene getauft, und sein Todestag erinnere an die so genannte Bluttaufe der in Bethlehem gemordeten Kinder.

Kein Wunder, dass in den Augen der Bevölkerung dem Vogelsang etwas Unheimliches anhaftete. Ein älterer Mann erzählt: «Den Stelzenmann habe ich nie gesehen und nie gefürchtet. Aber eines Abends ging ich an Dr. Jauchen Haus im Vogelsang vorbei. Beim Tore zu meiner Rechten stand eine grosse schwarze Frau. Kopf habe ich keinen an ihr gesehen. Sie huschte hinter meinem Rücken durch, gesellte sich zu mir, ging an meiner linken Seite dicht hinter mir einher und begleitete mich bis auf das Schybäplätzli, wo ich damals zu Hause war. Ihr seidenes Kleid rauschte am Boden wie ein Sack voll dürres Laub, den man auf dem Boden einerschleppt. Meine Kopfhare bewegte es nach hinten, wie wenn ein Wind ginge.»⁷⁵

Geschaut die schwarze Frau, gehört das Rauschen des Seidenkleids, gespürt den Wind – mit allen Sinnen erlebte Geschichten haften auch an den beschriebenen aufbewahrten Dingen. Deren mündliche Überlieferung lieferte den Anreiz für dokumentierte Familiengeschichte. Nicht ohne innern Widerspruch. Mündlichkeit ist jetzt verschriftlicht.

Anmerkungen

- ¹ MÜLLER JOSEF, Sagen aus Uri, Bd. 2, Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1978 (Nachdruck), S. 219.
- ² Lücke im Taufbuch Wassen von Juni 1769 bis April 1770. Vgl. Anmerkung 8. – Die Schatulle ist heute im Besitz von Dr. Thomas Achard, 2075 Thielle-Wavre.
- ³ LUSSEKARL FRANZ, Leiden und Schicksale der Urner während der denkwürdigen Revolutionszeit, vom Umsturz der alten Verfassung im Jahre 1798 bis zu deren Wiederherstellung im Jahre 1803. Faksimile-Neudruck der Originalausgabe von 1845, herausgegeben von der Kantonsbibliothek Uri. Luzern/Stuttgart 1966, S. 75f. – Vgl. ARNOLD WERNER, Uri und Ursern zur Zeit der Helvetik 1798–1803, in: Historisches Neujahrsblatt Uri (HNU) Neue Folge (NF) 39/40 (1984/85), S. 88.
- ⁴ Grundbuch Altdorf, Nr. 222.
- ⁵ ARNOLD WERNER, Uri und Ursern, S. 175f.
- ⁶ KAUFMANN GEORG, Hinteralp und Gwüest: Siedlungsgeschichte der Göschenalp, Altdorf 1998, S. 300.
- ⁷ Ebd., S. 283.
- ⁸ Stammbuch Jauch, Nr. 136. Der Stammbuchführer fand im Taufbuch Wassen keinen Johann Josef Jauch und identifizierte ihn fälschlich mit dem älteren Bruder Franz Josef, willkürlich umgeschrieben in Johann Josef Franz (Stammbuch Jauch, Nr. 127). Dass die Zuordnung zu den Eltern Peter Anton Jauch und Maria Josefa Gamma richtig war, wurde erst mit dem Mitgliederverzeichnis der Bruderschaft vom Hl. Altarssakrament in Göschenen bestätigt (Pfarreiarchiv Göschenen). Hier sind ganze Familien eingetragen, so zwischen 1782 und 1787 «Franz Joseph und Johann Joseph Antoni Jauch, des Peter Antoni Jauchs in dem Gwüest Söhn». Vier ältere Kinder des Peter Anton Jauch wurden bereits 1775 (ohne Nennung der wohl verstorbenen Mutter) in die Bruderschaft aufgenommen. Der Mikrofilm des Stammbuchs Jauch im Staatsarchiv Uri enthält eine Ergänzung von meiner Hand.
- ⁹ WYMANNUEDUARD, Chroniknotizen über den Brand von Altdorf, in: Historische Aufsätze, Ed. Boesch, Gottfried, Stans 1958, S. 89–91.
- ¹⁰ KAUFMANN, Hinteralp und Gwüest, S. 171.
- ¹¹ GASSER HELMI, Die Kunstdenkmäler des Kantons Uri, Band 1,2, Altdorf, (in Vorbereitung). Der Autorin verdanke ich die Anregung zu dieser Arbeit und viele Hinweise.
- ¹² Ebd.
- ¹³ AMSTAD P. FINTAN, Wappentafel der Urner-Schiffgesellen, in: Schweiz. Arch. Heraldik 74 (1960), S. 41–44. – Stammbuch Jauch, Nr. 135. Johann Josef Jauch in Isenthal war der Vater des Orgelbauers Johann Josef Jauch. Angaben von Dr. med. Rolf Diethelm, Altdorf.
- ¹⁴ Protokoll vom Gemeinderath in Altdorf, 3.3.1827 bis 28.7.1833. Das Protokollbuch von 1833 bis 1838 ist verschollen.
- ¹⁵ STADLER-PLANZER HANS, Karl Emanuel Müller, Ingenieur, Unternehmer, Staatsmann, Schattdorf 1999, S. 86–89.
- ¹⁶ ARNOLD PHILIPP, Almosen und Allmenden: Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798–1848, Diss. Zürich, Zürich 1994, S. 47–50.
- ¹⁷ Protokoll vom Gemeinderath.
- ¹⁸ ARNOLD PHILIPP, Almosen und Allmenden: Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798–1848, Diss. Zürich, Zürich 1994, S. 38–41.
- ¹⁹ KAUFMANN GEORG und ROUBIK PETER, Das erste Urbar der Kaplanei Göschenalp von 1740, in: Geschichtsfreund 153 (2000), S. 267. Peter Roubik war auch bei dieser Arbeit behilflich. – Grundbuch Göschenen, Nr. 218/92, 219.
- ²⁰ FURRER BENNO, Die Bauernhäuser des Kantons Uri, Schweiz. Ges. f. Volkskunde, Basel 1985, S. 167. – Die Truhe ist heute im Besitz von Frau Marietta Merz-Haas, Flüelen.
- ²¹ Ebd., S. 465, Nr. 20–22.
- ²² KAUFMANN GEORG, Hinteralp und Gwüest, S. 107.
- ²³ GASSER HELMI, Altdorf 1,2.
- ²⁴ GULER PETER, Rätselhafte Hauszeichen, Terra Grischuna, Chur/Bottmingen 1992, S. 53–136.
- ²⁵ KAUFMANN GEORG, Familien in der Göschenalp, Genealogie von 1638 bis etwa 1900, Manuskript 2001 (Kantonsbibliothek Uri, Altdorf). Das Geschlecht Gamma, S. 9.
- ²⁶ FURRER BENNO, Bauernhäuser, S. 465. – Stammbuch Gamma, Nr. 58d.
- ²⁷ STÜCKELBERG ERNST ALFRED, Notizen aus dem Urserenthal, in: Schweiz. Arch. f. Volkskunde 5 (1901), S. 53–55.
- ²⁸ GMÜR MAX, Schweizerische Bauernmarken und Holzkunden, in: Abhandlungen zum schweizerischen Recht, Heft 77 (1917), §2. 1.
- ²⁹ KAUFMANN GEORG, Hinteralp und Gwüest, S. 155.
- ³⁰ Ebd., S. 118. Teilvertrag von Kirchenvogt Johann Josef Gamma 1784, Teilbrief Nr. 18 in Schachtel Waisenamt, Gemeindearchiv Göschenen.
- ³¹ KAUFMANN, Hinteralp und Gwüest, S. 171.
- ³² KÄLIN URS, Die Urner Magistratenfamilien: Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht, 1700–1850, Zürich 1991, S. 388, 315. – Franziskas Mutter Maria Anna Gaudenzia war Tochter des Bezirkslandammanns Josef Anton Mächler. Sie heiratete 1822 in zweiter Ehe den Ratsherrn Ludwig Abegg und zog nach Seewen.
- ³³ RUTISHAUSER SR. M. CLARISSA, Liebe erobert die Welt: Mutter Maria Theresia Scherer, Leben und Werk, Ingenbohl 1967, S. 48.
- ³⁴ Protokolle des Sanitätsrats, Sitzung vom 16. August 1848 (Staatsarchiv Uri).
- ³⁵ LUSSEKARL FRANZ, Geschichte des Kantons Uri von seinem Entstehen als Freistaat bis zur Verfassungsänderung vom 5. Mai 1850, redigiert und herausgegeben von seinem Neffen Florian Lusser, Schwyz 1862, S. 630.
- ³⁶ Ebd.
- ³⁷ ITEN KARL, Uri damals, Photographien und Zeitdokumente 1855–1925, Altdorf 1984, Text zu Abb. 2A/2B. – Die Daguerreotypie des Dr. Josef Jauch ist heute im Besitz von Dr. Thomas Achard, 2075 Thielle-Wavre.
- ³⁸ Abgebildet in JÖRGER ALBERT, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Der Bezirk March, Basel 1989, S. 30–31.

- Dem Autor verdanke ich genealogische Daten.
- ³⁹ Beschreibung der 4 Bilder (bisher nicht inventarisiert):
- a) Maria Anna Gaudenzia Abegg, geborene Mächler, verwitwete Stählin (1773–1855): 47/63 cm (neu gespannt), signiert «Gangyner 51» (gekratzt), auf der Rückseite mit breitem Pinsel: «im 78. Jahr – v. G. A. Gangyner – 1851». Im Besitz von Dr. Georg Kaufmann, 8044 Zürich.
- b) Franziska Jauch-Stählin (1803–79): 48/64 cm, nicht eindeutig signiert, auf der Rückseite mit breitem Pinsel wie bei a): «im 48. Jahr – J (Jörg?)». Im Besitz von Frau Marietta Merz-Haas, 6454 Flüelen.
- c) Dominik Jauch (1836–57): 24/28,5 cm, auf der Rückseite mit Pinsel: «px. Gangyner – 54». Im Besitz von Frau Hanni Tobler, 6130 Willisau.
- d) Franziska Jauch (1830–51): 22,7/29 cm, nicht signiert, nicht datiert. Zuordnung unsicher. Im Besitz von Frau Hanni Tobler, 6130 Willisau.
- ⁴⁰ Josef Maria Baumann erwarb 1827 den Gasthof zum Bären (vormals Adler) zuoberst in der Schmiedgasse (Heute Neubau Kaspar Huber; der hintere Teil des alten Hauses steht noch).
- ⁴¹ WYMAN EDUARD, *Das Bürgerhaus in Uri*, Basel 1910, S. XXXI, 57. – GASSER HELMI, *Altdorf 1,2*. – Das Treppenhaus mit den kleinen Zweigtreppe wird beim gegenwärtigen Umbau des Hauses ersetzt.
- ⁴² FRANK MARTELL, *Taschen-Encyclopädie der Medicinischen Klinik*, 4. Auflage, Stuttgart 1851. – Vgl. das Kapitel «Lebensdauer und Krankheiten» in LUSSEKARL FRANZ, *Der Kanton Uri, Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz*, St.Gallen/Bern 1834. Réimpression par Editions Slatkine, Genève 1978, S. 48–49.
- ⁴³ MÜLLER P. ISO, Dr. Franz Müller (1805–1883): Ein Ärzteleben im Zeitalter der Romantik, in: *HNU NF 32/33 (1977/78)*, S. 121–154, S.127.
- ⁴⁴ Ebd., S. 132.
- ⁴⁵ KAUFMANN GEORG, *Vom Verein jüngerer Ärzte zur Medizinischen Gesellschaft Zürich*, Dietikon 1995, S. 9–13, 27.
- ⁴⁶ Protokolle des Sanitätsrats, Sitzung vom 28. November 1854 (Staatsarchiv Uri).
- ⁴⁷ GISLER KARL, *Ärzte, Chirurgen, Scherer und Bader im alten Uri*, in: *HNU NF 28/29 (1973/74)*, S. 28–65, S. 36–37, 53–59.
- ⁴⁸ Protokolle des Sanitätsrats, Ärztliche Konferenz den 25. Mai 1850.
- ⁴⁹ Ebd., Sitzung vom 14. Mai 1851.
- ⁵⁰ Ebd., Sitzung vom 17. März 1852.
- ⁵¹ Mitteilung von Andreas Huber, Sohn des Gründungsmitglieds Josef Huber (ca. 1944).
- ⁵² GISLER CARL, *Festschrift zum 1. Zentralschweiz. Sängerefest in Altdorf*, 8. Juli 1906, Altdorf, S. 8f.
- ⁵³ MÜLLER CARL FRANZ, *Bilder aus der 100-jährigen Geschichte des Männerchor Altdorf 1850–1950* Altdorf 1950, S. 69f.
- ⁵⁴ GISLER CARL, *Festschrift*, S. 48, 45.
- ⁵⁵ Der Kachelofen gelangte später ins Haus Wätzlig in Isenthal. Defekt geworden, wurde er 1980 beseitigt. Abbildung in FURRER BENNO, *Bauernhäuser des Kantons Uri*, S. 245.
- ⁵⁶ MÜLLER P. ISO, Dr. Franz Müller, S. 137.
- ⁵⁷ Ebd., S. 121, 154.
- ⁵⁸ GISLER CARL, *Festschrift*, S. 45; MÜLLER CARL FRANZ, *100-jährige Geschichte Männerchor Altdorf*, S.12. – Die Protokolle des Männerchors nennen als Adlerwirt Anton Lauener. Es handelte sich um das Gasthaus Adler beim Telldenkmal.
- ⁵⁹ Mitteilung von Andreas Huber, Sohn des Gründungsmitglieds Josef Huber (ca. 1944).
- ⁶⁰ ZURFLUH CHRISTOPH, «Und alles Glück ist Traum»: Aus dem Leben von Martin Gamma (1856–1937), Altdorf 2002, S. 108.
- ⁶¹ MÜLLER CARL FRANZ, *100-jährige Geschichte Männerchor Altdorf*, S. 52–53, 22, 59. – Der 1. August war noch kein Nationalfeiertag.
- ⁶² GISLER CARL, *Festschrift*, S. 12–14.
- ⁶³ Ebd., S. 36.
- ⁶⁴ Ebd., S. 21–22.
- ⁶⁵ STADLER-PLANZER HANS, Karl Emanuel Müller, S. 443–446.
- ⁶⁶ Ebd., S. 472, 509.
- ⁶⁷ GISLER KARL, *Ärzte im alten Uri*; S. 57.
- ⁶⁸ *Staats-Etat des eidgenössischen Standes Uri; Protokolle des Landrats (Staatsarchiv Uri)*. – Die Notiz im Stammbuch, Dr. Josef Jauch sei (nur) zweifacher Malefizratsherr gewesen, beruht auf einer Verwechslung mit Oberstlieutenant Josef Jauch (1803–1866), Bataillonskommandant im Sonderbund.
- ⁶⁹ Landratsprotokolle vom 13. April und 16. September 1864. Dr. Josef Jauch konnte damals nicht ahnen, dass seine älteste Tochter Marie später einmal Rudolf Tobler, einen Enkel von Vinzenz Müller, heiraten würde. – Vgl. STADLER-PLANZER HANS, Karl Emanuel Müller, S. 440–443.
- ⁷⁰ KÄLIN URS, *Urner Magistratenfamilien*, S. 304–306.
- ⁷¹ STADLER-PLANZER HANS, Karl Emanuel Müller, S. 445f. Die Karikatur ist heute im Besitz von Frau Hanni Tobler, 6130 Willisau.
- ⁷² GISLER CARL, *Festschrift*, S. 48.
- ⁷³ *Sterbebuch Altdorf*: «Dominus Josephus Jauch, medicus et consiliarius, filius legitimus Domini Francisci Jauch et Franciscæ Stehlin, maritus Josephæ Baumann. Obiit Feldkirchii – jam unum et dimidium annum mente captus – antequam tamen sanam mentem perdiderunt. Hoc præsensit, et ut ipse (?) suae familiae jam tunc diserat, generalem vitae confessionem instituit et s. s. maxime recepit. – Nunc huc ad sepulturam adlatus est.» Abschrift ca. 1944. Die Wörter «ut ipse» sind wegen Überschreibung unsicher. Der Jahrgang 1871 des Sterbebuchs ist heute nicht mehr auffindbar.
- ⁷⁴ GISLER CARL, *Festschrift*, S. 48.
- ⁷⁵ MÜLLER JOSEF, *Sagen aus Uri*, Bd. 3, S. 326.

